

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 49.

Freitag, 27. Februar.

1931.

Amateur-Detektive / Roman von Walter Bloem.

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ihre Freundin, die sportfrohe Edith Vaughan, hat sich vergessens nach ihrem Landsmann umgesehen. Sie sind kein Flirt für mich — das war ja lange vergessen. Allerdings das Konzert hat James Hutchinson sich schenken wollen, er sei komplett unmusikalisch. Begleitete Miß Edith nur eben bis zur Saaltür, versprach, sie nach Schluß zu einem Whisky-Soda und einer Schachpartie im Rauchsalon abzuholen. Wo bleibt er nur?

Endlich! Er erscheint an der Saaltür, durch die verführte Menge der Flüchtenden schiebt sich sein mächtiger Körper wie ein wandelnder Turm. Er trieft vor Nässe, scheint ein paar Sturzseen abgekommen zu haben. Er sieht merkwürdig aus, verschwitzt, verärgert, als hätte seine ewig lächelnde Selbstzufriedenheit einen tödlichen Stoß erlitten.

„Very sorry, Miß Edith — you see, I have to change my clothes at first... that is going to be a funny night...“

„Aber Sie kommen wieder, General?“

„Selbstverständlich. Erwarten Sie mich am Schachbrett.“

Zwei andere Unerbittliche sitzen im schmalen Barraum neben dem Rauchzimmer. Seit Stunden beide ohne Anschluß, der eine freiwillig, der andere unfreiwillig. Haben sich zusammengefunden, durch irgendwelche geheime Sympathie zueinander hingezogen. Die Herren Schiewelbein und Doktor Müller. Es stellte sich im Gespräch heraus, daß sie ein gemeinsames Interesse haben: Edelsteine. Der eine handelt mit Juwelen, der andere kennt die Technik ihrer künstlichen Herstellung. Ein interessantes Thema. Beide wissen genau Bescheid, tauschen leise ihre Erfahrungen aus.

„Mit künstlichen Edelsteinen ist viel Geld zu machen“, sagte Herr Schiewelbein. „Namentlich an der oberen Nahe ist man da sehr weit. Leider sitzt die Firma, die das Miethe-Verfahren ausbeutet, auf ihren Geheimrezepten wie des Teufels Großmutter auf der ewigen Seligkeit.“

„Wissen Sie da auch von?“, staunt der Doktor. „Ich habe bei dieser Firma gearbeitet.“

„Donnerwetter! Und dann unterwegs nach Amerika?“

„Na, ich habe da gewisse... Verhandlungen zu führen — wegen Rohmaterialien...“

„Mann Gottes!“, meinte Herr Schiewelbein. „Kennen Sie denn das Verfahren — genau?“

Doktor Müller sieht den Zechgenossen prüfend an. „Nein“, sagt er zögernd. „Das ganze Verfahren — das kennt wohl niemand von den Angestellten. Es ist natürlich so eingerichtet, daß jeder nur einen Teil des Prozesses überblickt.“

„Schade“, kopfschüttelt Schiewelbein. „Sonst hätten Sie gleich drüben bleiben können. Mensch, soviel Millionen gibt's ja gar nicht, wie man Ihnen bezahlen würde.“

„Meinen Sie?“, grinst Müller. „Schade, daß wir uns nicht früher begegnet sind. Wenn Sie mich vor meiner Reise auf den Einfall gebracht hätten, vielleicht daß ich doch noch dieses und jenes herausbekommen hätte, was sich drüben — verwerten ließe, hahaha!“

Schiewelbein lacht fröhlich mit. Endlich einen Ge-

sinnungsgenossen gefunden unter all den feinen Leuten. „Und Sie —“ tastet Müller sich an den neuen Freund heran, „Sie wollen drüben — kaufen oder verkaufen?“

„Vielleicht beides“, blinzelt der Magdeburger. „Aber das nur im Nebenamt. Eigentlich hab' ich hier und drüben nur einen einzigen Edelstein zu Golde zu machen — einen weiblichen.“

„Was ist das?“, staunt der Chemiker. „Na, Mädchenhändler werden Sie schon keiner sein. So was tut man vielleicht, aber dann spricht man nicht davon — auch nicht nach dem zehnten Gin-Cocktail.“

„Na, so was ähnliches bin ich schon. Ich bin der Impresario der preisgekrönten Schönheit an Bord. Ihrer Tischnachbarin.“

Müller fährt in die Höhe. „Der — Trömmel? Die hat einen Impresario?“

„Na, oder Manager — oder Rentmeister — oder, wenn man's mit dem rechten Namen nennen will, ihr Aufpasser. Sie können sich wohl vorstellen, daß so ein Mädel nicht aus eigener Tasche nach Amerika zur Welt-Schönheitskonkurrenz reist. Hinter der steht ein Konsortium, das sie finanziert. Und der Vertreter der Geldgeber, der dafür verantwortlich ist, daß der Anteil, den sie abzugeben hat von allem, was sie drüben verdient, für die Unternehmer gerettet wird — der bin ich.“

„Donnerwetter! Und das ahnt kein Mensch... Nicht mal ich habe bemerkt, daß die in irgendwelchem Zusammenhang mit Ihnen —“

„So was hängt man am besten nicht an die große Glocke. Das zerstört nur Illusionen... Schließlich muß das Mädel doch auch was von seiner Reise haben — außer seinen Prozenten. Ich lorge nur aus der Entfernung väterlich dafür, daß sie sich nicht — verplempert. Wenn ich merke, daß sie mit jemand anbändelt, der mir nicht genügend mündelsicher erscheint, dann gebe ich ihr einen heimlichen Wink: Hände weg!“

Müller jann einen Moment nach, ohne sein Gegenüber eine Sekunde lang aus den Augen zu verlieren.

„Im — nun sagen Sie mal ganz offen, Herr — Schiewelbein: dann hab' ich's also wohl Ihnen zu verdanken, daß für mich bei ihr — nichts zu machen war, wie?“

Der Magdeburger grinste frech-vertraulich: „Na, aber selbstverständlich doch! Ich bin ja nicht blind!“

„Also, ich danke Ihnen recht schön!“ Müller hieb auf den Schenktisch, daß die Gläser tanzten. „Womit habe ich Ihr Vertrauen verdient?“

„Ja — man wird eben nicht umsonst mit solchen ehren-, aber auch verantwortungsvollen Aufträgen betraut. Menschenkenntnis, mein Lieber!“

Das aufgerissene Auge hinterm Einglas war ein einziges Spottguckel.

„Und der Gelbe — den sie gestern abend aufgetan hat —?“

„Der ist allright... Den soll sie ruhig die letzten paar Tage der Fahrt glücklich machen, wenn's die Schiffsleitung nicht merkt. Bei dem ist was zu holen.“

„Sieh, sieh... und wenn ich nun hinginge — und pekte dem Kapitän?“

„Sie werden nicht, mein Lieber“, schmunzelte Schiewelbein. „Ich wette, Sie sind froh, wenn Sie erst glücklich von dem Raften da 'runter sind.“

Müller schien nicht recht zu wissen, ob er dem feigenden Gesellen an die Gurgel springen sollte. Er zog es schließlich doch vor, das alkoholglühende Gesicht in die gleichen Falten eines wissenden Grinsens zu ziehen. „Sie sind ja ein ganz Gerissener, mein lieber Schiewelbein! Mixer, noch zwei Cocktails!“

Die beiden Biederer hatten eben das zwölfte Glas heruntergekippt, da wurden sie inne, daß sie plötzlich ins Wanken kamen.

„Donnerwetter — kommt das von — den paar Schnäpsen?“, stammelte Müller.

„Ne“, lachte Schiewelbein, auf deutsch, mit einem Blick des Einverständnisses zu dem Barkeeper, „das kommt vom Zyklon.“

„Kom — —“ Müller erblakte. „Wir kriegen — einen —“

Er fühlte, wie sein Magen sich plötzlich umzustülpen begann.

„Stel!“, sagte der Magdeburger, und sein tückisch-joviales Gesicht wurde eisig und sachlich. „ziehen Sie mal schnell Ihr Portemonnaie, zahlen Sie und geben Sie dem Mixer außer dem Trinkgeld gleich zwei Mark Vorschuß für Heimtransport und Säuberung. Mit Ihnen is Schluss.“

In diesem Augenblick erschien draußen das Gesicht des Oberstewards. Er zeigte einen Ausdruck maßlosester Verblüffung.

„Run?“, stammelte er, „warum sind die Herren denn nicht — im — Konzert?“

„Tun Sie doch nicht, als ob Sie das nicht wüßten!“, höhnte Schiewelbein. „Sie Alleswisser, Sie! Wir haben hier schon seit drei Stunden gefessen. Fragen Sie den Barkeeper, wenn Sie's mir nicht glauben wollen!“

14.

Ellen Winterfeld und Bernd Wilczek saßen droben auf dem Sportdeck, in ihre Mäntel gehüllt, in der strandkorbähnlichen zweiflügeligen Laube auf der Steuerbordseite. Von Backbord raste der Sturm. Das Leinwandverdeck bot einigen Schutz gegen den Anprall der Luft- und Wasserwogen, die den gewaltigen Bau des hart ringenden Seeriesen überspülten.

Der ganze mächtige Bau wurde hin und wider gewirbelt wie ein winziger Einbaum der Urzeit. Die schleudernde Schaukelbewegung machte sich hier oben in ihrer vollen Wildheit geltend. Die beiden Menschen gaben sich ihr selig, weltvergessen hin. Sie mußten sich fest anklammern, um nicht aus dem schützenden Versteck herausgeschleudert zu werden. Ellen hatte die Linke in des Barons Arm geschoben. Mit den freien Händen hielten die zwei sich am Rahmen des wütend knatternden Leinwandsegels. Ein bißchen gruselig — aber doch ohne eigentliche Angst.

Um sie die allerschlingende Schwärze der Sturmnacht. Sie sprachen kaum — höchstens kam bisweilen ein unwillkürlicher Ausdruck des Entzückens, des lachenden Schrecks, ein hingemurmertes Wort der Begeisterung oder Überraschung über die Lippen. In kurzen Abständen durchstieß das augenblendende Aufflammen eines Bündels zackig geschlängelter Blitze das schwarze Gewölk, dessen schleppende Schleier bis ins kochende Gebrodel der Wogen niederhingen. Dann sahen die zwei einander in die angespannten, ein bißchen gezwungen lächelnden Gesichter. Schauten zugleich das mächtige Bild der kämpfenden Elemente — des leuchtenden Schiffes, das ihrem Anprall Troß bot. Die kohlschwarzen Rauchballen, die den massigen Schloten entstiegen, wurden hart überm Raminrand in Fegen gerissen. Das Tafelwerk schrie auf wie Saiten einer Harfe, in denen die Faust eines trunkenen Riesen tobte. Guß um Guß überspülten wirrende Schaummassen das ganze Schiff bis zu den Toppen der Flaggenmasten.

In Bernd Wilczeks Erinnern wurde der Graus durchlittener Schlachtenächte wach. Der Mensch von heute verstand's, sich mit der wildesten Mut der Ele-

mente in Wettbewerb zu stellen... Aber das war Vergangenheit. Der Augenblick war groß genug.

Das ewig weitergurgelnde Kochen der sturmbetramelten Wasser bildete den Grundton. Aus ihm stiegen, wie die Wehseldhore der Orchestergruppen, die ins Hellere abgestuften Getöse. Jetzt übergrellte das schrille Pfeifen des Zykklons die dunklen Stimmen, die erdentstammten. Jetzt schüttelte das ganze Schiff unterm trachenden Stoß der anspringenden Wogen, klatschte das Niederprasseln der stürzenden Fluten wie kreischendes Hohngelächter. Die zwei furchtentwachsenen Lauscher schrakten nun aber doch in überrumpeltem Aufbäumen ihrer Leiber zusammen: in den donnernden Einklang der Elemente schillte der Ruf des Nebelhorns, wie Warn- und Schreckensgeröhr eines flüchtenden Seeungeheuers. Dieser Ton, alle halbe Minute wiederkehrend, riß quälender an den Nerven als der majestätische Einklang der wütenden Schöpfung. Das war in dieser übergewaltigen Orgelfuge die klagende, zitternde vox humana — als klänge in ihr die Angst all der Erschrockenen da unten zusammen, die nicht stark genug waren, dieser jähen Konfrontation mit der Ewigkeit ein Herz aus gleich ewigem Stoff entgegenzustemmen.

Zwei Menschen saßen eng aneinandergepreßt, in Schauen und Lauschen verloren. Jeder hat Schicksale hinter sich, die nur der Starke ungebrochen besteht. Wer solches überwand, ist gemeiner Angst der Kreatur entwichen. Leben ist schwerer als Sterben. Diese beiden wußten's. Ihre Herzen zittern nicht. In den Nervensträngen zuckt bisweilen, der Zucht des Willens spottend, die animalische Substanz, die seit Jahren übermäßig beanspruchte. Alles Bewußte, Beherrschbare in ihnen jauchzt, reckt sich, triumphiert in Dank und Überschwang, dies Ungeheuerste erleben zu dürfen. An der Seite eines Gefährten, dessen ebenbürtiges Gefühl sich beider Glücksgeschenke freut, des Erlebnisses und der Gemeinsamkeit. Sie wissen: diese Stunde wird ein unverlierbarer Besitz fürs Leben.

Die Schreie des Nebelhorns werden greller, folgen einander in immer kürzeren Zwischenräumen. Bis jetzt war's, als zwänge die Peitsche des Sturmgiganten das Schiff zu einem wahnsinnstollen, doch geheimer Regel folgenden Tanz. Nun ist der Wüterich des grausamen Spieles satt. Er packt sein Opfer, das bislang zur schrillen Weise, die er aufspielte, mit letzter, versagender Kraft im Wirbel sich drehte — packt's im Nacken, schüttelt's mit wohlküstiger Willkür. Jetzt reißt er's hoch empor, läßt's los, daß es mit ächzenden Flanken in die Tiefe stürzt. Hast du noch nicht genug, armerlicher Kahn, den Menschen bauten, mir zu trocken? Willst immer noch nicht glauben, daß ich der Stärkere bin? Komm her, Luder — ich kriege dich klein.

Hat das Schiff überhaupt noch Fahrt? Gehorcht's noch dem Steuer, kommt's vom Flegel? Oder ist es wehrloser Spielball der Urgewalten?

Nein — es kämpft, es hat noch Willen. Wieder einmal wird die undurchdringliche Finsternis von einem jähen Aufflammen des Alls zerrissen. Die zwei gewahren mit leisem Aufatmen, daß immer noch aus beiden Schloten die Rauchwolken quellen, immer wieder in der nächsten Sekunde zerseht, ins Chaos geschleudert. Guß um Guß prasseln, mit dem harten Anprall stürzender Lawinen, die emporgetürmten Wasserwälle wider dies freche, vorwärtshastende, im unendlichen Wider einander von Aether und Ozean verlorene Stückchen eines fernen, entschwindenen Kontinents. Die ganze Atmosphäre ein nasser, flirrender Wasserstaub, bis wieder eine neue Sturzsee die letzte erkennbare Grenze zwischen Meer und Luft hinwegschwemmt.

Zwei Leben hier droben, inmitten dieser kosmischen Katastrophe zwei winzige Kosmen — zwei Körper, zwei Seelen. Die Seelen wissen um die ewige Ferne, die sie trennt, trennen muß. In den Körpern wirkt ein anderes Weltgesetz. Eines Mannes Leib und eines Weibes Leib. Stärker als die Vernunft, die ihnen sagt, daß sie trotz aller Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens niemals gleichen Pfad gehen können — stärker als der

Wille, der sich gegen den dumpfen Zwang des blinden Müßens wehrt — stärker ist das magische Geheimnis, das sie immer enger zueinander drängt. Die glühende Stirn der Frau, noch eben in Schauensglück, Selbsthauptungsdrang, Abwehrwillen aufgeredt, sinkt bezwungen, hilflos, in wortloser Ergebung nach vorn, ein rührendes Aufschluchzen zittert sekundenlang in den donnernden Zusammenprall der Sphären, das stolze Haupt, vor zwei Stunden in Holsdes Liebestod zurückgesunken, gleitet langsam, ohne Widerstand an des Mannes schweratmende Brust.

Ließ der umklammernde Druck der Sturmriesenfaust jählings nach?

Das tolle, sinnlose Auf und Nieder sänftigt sich. Kein Bogenguß überbrundet mehr das kampfsende Schiff, das rasende Wiedereinanderbrüllen des Orkans, des Ozeans schwillt ab. Das undurchdringliche Dunkel, das in jähem Wechsel blendender Überhelle folgte, beginnt sich mählich in weichen Glanz zu lösen.

Was ist geschehen? Sprach der Meergott ein zürnendes bändigendes „Quos ego!“ — goß auf entkettete Wellenwut ein linderndes Öl?

Jetzt hellt sich's fast ruckhaft, weiche Lichtfluten übergleichen das trübende Dö, die grotesken, rot klaffenden Mäuler der Ventilatoren, die aufstrebenden Maste, um die das zerrissene Takelwerk flattert. Hoch über der jählings besänftigten Welt am Himmel der Mond, gen Osten scharf umrandet. Um ihn gesellt ein paar blasse Sterne.

Seltfam — die unverhoffte Entspannung läßt die zwei glühenden Menschen in plötzlicher Abkühlung zusammenschauern.

„Was ist das nur?“, flüstert Ellen heiser. Unmerklich hebt sie den Kopf, reckt die gelösten Glieder, den ganzen kraftvollen Leib. Spürt in einem schmerzhaften Wiedereinander von Erlösung und Wehmut, wie der Arm, der sie so schützend und heischend umfaßt hielt, sie scheu, zaghaft freigibt. „Ist's überstanden?“

Keines wagt das andere anzuschauen. Überstanden? Zu Ende ist's.

„Ich habe mal wo gelesen“, spricht der Baron mit fremder, gepreßter Stimme, „der Zyklon hat so etwas wie ein Zentrum, eine ruhige Zone. Einen windstillen Mittelpunkt, der manchmal viele Fahrstunden breit ist. Das — wird's sein. Später kommen wir wieder in den Sturmring — dann geht's von frischem los.“

Ellen schauert plötzlich fröstelnd zusammen. Sie fühlt auf einmal, daß sie bis auf die Haut durchnäht ist.

„Sie frieren, gnädige Frau“, jagte er erschrocken. „Sie werden sich erkälten, wenn wir noch länger — Man sollte — gehen.“

— „Also gehen wir.“

(Fortsetzung folgt.)

Tiger, der Retter.

Von Heinrich Weis.

Seltames Leuchten glänzt im Auge des Tigers; wie ein unergründliches Rätsel ist es, wie die blanke, sonnen-spiegelnde Fläche eines Sees, unter der Geheimnisse niedurchloteter Tiefe sich bergen. Spürt man ein fremdes, schillerndes Wesen schon im Blick der kleinen, zierlich schmeißigen Rabe, die schmeißelnd um unsere Füße streicht, in den schmalen Pupillen des schöngezeichneten Raubtiers steht das Rätsel groß und furchtbar, das Auge scheint durch den Menschen hindurchzuschauen, und Fernweh ewiger Sehnsucht flimmert darin. Tiger hinter Käfigstäben haben Würde und Blick königlich-unbekümmert Verachtung; mit dem Auge will die Seele weit in die Ferne wandern, als läße sie hinter Mauern und Eisenstangen ein Land, das üppige Dschungel voll tausendfach blühenden Lebens über modernen Stämmen, hochgeschossenes Bambusrohr und Schlingengewirr, durch das Affen sich schaukeln und der dunkel brüllende Schrei des Herrn, des königlichen Tigers, rollt. Immer fremd bleibt die Gedankenwelt, das Leben hinter den mächtigen Schädelschalen. Wir kennen den Hund, auf den wir unsere Gewohnheit, unsere Pflanze übertragen, wissen, er ist uns Gespieler, Wächter und Schützer in Gefahr; wir lernen den spielerisch unberechenbaren Sinn der Rabe

nie ganz begreifen, sie ist uns immer irgendwie ein neckisches Rätsel, ein Kobold anmutig-bewegter Unrast. Und wir stehen vor dem Geheimnis des Tigerauges wie vor irrlichternder Wasserfläche ohne Grund, erschauernd fast in der Ahnung weiter, wilder Welt.

Solche Gedanken kamen mir ein, als ich von dem Erlebnis eines Tierhändigers las, das so seltsam, so unwahrscheinlich dünkt, daß man es als Mythos und Legende abstun möchte, wäre es nicht durch Zeugen belegt, hätte man uns nicht die beiden Helden der kurzen und erstaunlichen Geschichte, Mensch und Tier, gar im Bilde vorgeführt. Jener Dompteur hatte eine Gruppe von Tigern zu mannigfachen Kunsttücken abgerichtet, und sein Schicksal bewies, daß er den Tieren mehr als nur strenger Lehrmeister, auch ein guter Pfleger und treuer, verständiger Hüter war. Mit einem jungen Tiger, der früh schon in Gefangenschaft gekommen, seit zartem Alter an menschliche Nähe gewöhnt war, hielt er gleichsam wie mit einem Lieblingsknecht besondere Freundschaft. In ihrem tiefsten Wesen freilich wird die königliche Wildtatk, die inzwischen zu voller Kraft herangereift war, sich selbst dem in Alltagsnähe vertrauten Lehrer nie ganz offenbart haben, immer blieb Grenzscheide und Fremdheit im irrisierenden, rätselhaft unergründlichen Blick. Zur Stunde der Gefahr aber bewährte jener Tiger seine Freundschaft unter Einsetzung eigenen Lebens, wie von Menschenfreunden wohl wenige und nur die Besten so rasch und mutig hätten die Tat gewagt.

Bei einer Vorstellung in dem Wandersirkus irgendwo (ich habe die äußeren Umstände, die für das seelische Bild unwesentlich sind, nicht in Erinnerung behalten) ereignete es sich, daß eine alte Tigerin, aus zufälliger Ursache gereizt, ihren Meister angriff. Zuruf und Peitsche verlagten ihre Wirkung, das zornige Raubtier, erst lauchend und brüllend den Gehorsam weigernd, sprang unverhofft mit jähem Satz gegen den Bändiger an, den es unter der Wucht seines Leibes zu Boden riß. Der im Augenblick höchster Not aus der Hüfttasche gerissene Revolver klatschte in den Sand; unter gellenden Schreien der Zuschauer, die Wut und Blutgier des Tieres noch anjachten, schien der Dompteur verloren, ehe Hilfe kam, als schon der junge Tiger, der lauernd aufgemerkt, der Angreiferin an die Kehle fuhr. Und bevor noch die herbeigeeilten Angestellten mit Schüssen und Stößen die Kämpfenden auseinanderbrachten, waren die beiden Tiere fest verbissen. Die Tigerin war kräftiger, der junge Tiger aber gewandter, er hatte in kluger Nüchternheit die Wut der Feindin erpäßt, und während sie sich noch mit gewaltigen Brankenhieben gegen den unversehens Angreifer zur Wehr setzte, zermalmte er ihr mit scharfen Zähnen das Genick; so daß nun der Bändiger, schon aus klaffenden Hautrissen blutend, während die Zuschauer in wildem Schrecken zerflohen, die knurrende, erregte Raubtiergruppe in die Käfige treiben konnte, ohne daß ein weiteres Unheil geschah.

Der junge Tiger, der Lebensretter seines Herrn, kehrte ruhig zu seinem Platz zurück, legte die im Kampf erlittenen Wunden, und sein Blinken des Auges schien Dank zu heischen, keine Bewegung wollte Anerkennung und Lob für die Tat, die einer klaren heldischen Selbstverständlichkeit entsprang. Das Auge des Tigers flimmerte wie vorher im gleichen, rätselhaft-unergründlichen Schein: Fernweh stand darin und die Ahnung grenzenloser Weite, das Dschungel mit dem Gewirr üppiger Blüten über modernen Stämmen, das brüllende, dunkle Raubtieresdum durchrollt.

Stolz und Fremde glühen im Blick des gefangenen Tigers; Unbegreifliches, das wohl Falschheit, Wildheit, Tücke scheint. Und dennoch, ist nicht noch anderes darin? Etwas von Heldentum, von rückhaltlosem Sich-Einfetzen für den, der durch Güte und Geduld das spröde, wunderliche Herz gewann? Der Hund, der Tisch und Hausgefährte, verteidigt seinen Herrn bis zur Preisgabe eigenen Lebens. Ruhig und klar steht der Glanz in seinem Blick, der dem Wesen des Menschen sich angeglichen hat. Aber glüht nicht auch im Rabenauge Abglanz heimlicher Liebe, opferwilliger Bereitschaft, die wir nur im flimmernden Gefunkel nicht verstehen, die doch selbst aus unbändig-wilder Fremdheit des Tigers ein Wunder werden läßt von Dankbarkeit und Treue?

Nachtspruch.

Nun sank der Tag mit allen seinen Prächten,
Der Horizont weint sich das Auge rot,
Laß dich nicht schrecken von den finsternen Mächten,
Ist auch die helle Sonne scheinbar tot.
Du brauchst ja nur den Kopf etwas zu heben,
Im Finstern auch ist Licht noch überm Haus,
Sieh, alle kleinen Sterne, die da schweben,
Sie machen mehr als eine Sonne aus.

Gottfried Kölweil.

Mit eines Gottes Hilfe.

Aus dem Chinesischen übersetzt und nacherzählt von Wilhelm Carl.

Während der Regierungszeit des Kaisers Kang-hi (1662-1722) bewarb sich ein gewisser Jang Kung-fang zum dritten Mal vor dem Prüfungskollegium zu Kiating um den literarischen Grad eines Hsiu-hai (=blühendes Talent = Dr. phil.). Nachdem er seine Arbeit abgeliefert hatte, kamen ihm Zweifel über den Wert derselben, und gerne hätte er diese und jene Stelle revidiert, doch dazu war es nunmehr zu spät. Nüchtern niedergeschlagen und ohne große Hoffnung, doch noch den ersehnten Grad zu erreichen, pilgerte er zum Tempel des Gottes der Literatur, opferte ihm ein Weihrauchstäbchen und bat um seine Hilfe.

In der folgenden Nacht träumte Jang Kung-fang, abermals im Tempel des Gottes der Literatur zu weilen. Der Raum war total verändert. Die Opfertische waren verschwunden. Dafür standen rings um die Lehnfigur der Gottheit herum gusseiserne Räucheröfen, in denen ein helles Feuer loderte. Die Gehilfen der Gottheit tauchten zwischen den Feueröfen hin und her und nahen es mit Prüfungsmamuskripten. „Was geht hier vor?“ fragte Jang Kung-fang einen Schergen mit schwarzem Bart, und erhielt zur Antwort: „O, nichts Besonderes. Seine Hoheit, der Gott der Literatur, läßt nur einige Prüfungsarbeiten umarbeiten. Gesehene Leute schreiben aber auch manchmal zu dumme Sachen!“ Jang Kung-fang war neugierig geworden, schritt näher heran und entdeckte bald seine eigene Arbeit unter denjenigen, die hier umgearbeitet wurden. Zeichen um Zeichen (hier: Buchstabe um Buchstabe) leuchtete in der Glut golden auf, und Satz reichte sich an Satz. Es war wohl seine Schrift, doch die Zeichen sahen jetzt aus wie gekochten und Jang Kung-fang wußte nun, wie er hinfort zu schreiben hatte. Auch das Thema war dasselbe geblieben, doch von viel umfassenderen Gesichtspunkten aus behandelt. Es lag Rhythmus in der Arbeit, sie war wie eine Offenbarung und las sich wie Musik. Jang Kung-fang prägte sich jedes Zeichen ein und konnte die neue Arbeit bald auswendig herlesen. Plötzlich war das Traumbild verschwunden und Jang Kung-fang erwachte. Es war ihm gar nicht wohl zu Mute, denn jetzt erst wußte er, was sich aus seiner Arbeit hätte machen lassen. — Wenige Minuten später, als sich Jang Kung-fang zum Aufstehen rüstete, stürzte sein Diener in das Schlafzimmer und meldete, in der Akademie habe es in der letzten Nacht gebrannt. Das Gebäude, in dem die noch ungeprüften Kandidatenarbeiten aufbewahrt worden seien, sei vernichtet.

Siebenundzwanzig Arbeiten waren verbrannt, darunter auch diejenige des Jang Kung-fang. Der Prüfungsausschuß sandte die 27 Kandidaten, deren Arbeiten verbrannt waren, nochmals in die Klausurzimmer, damit sie ihre Arbeiten nochmals machen konnten. Jang Kung-fang ließ sich diesmal mit Freuden einschließen und verlangte als Erster seine Freiheit wieder. Er hatte den im Traum im Tempel des Gottes der Literatur auswendig gelernten Text niedergeschrieben, und es erübrigte sich fast, noch zu sagen, daß er seine Prüfung mit Auszeichnung bestanden.

Aus dem chin. Buch Sin-tsi-tsi, 11. Kapitel.

Neue Bücher

* Martha Kullak und Friedrich Wilhelm Autor: „Altoater, Du führst mich“. (Malbi-Verlag, Wiesbaden.) Der Untertitel „Lebensgeschichte eines aus dem Jenseits geführten Wesens“ ist charakteristisch für die geistige Einstellung dieses statischen, eine Fülle von Gedanken, Schicksalen und Gestalten umfassenden Werkes. Es gilt den Verfassern, die Einordnung des Einzelwesens in die großen kosmischen Beziehungen zu deuten, über Zeit und Raum Brücken zu schlagen, durch die Erkenntnis unbegrenzter Wirkung des Geistes. In einer Kette von Familienschicksalen wird die wissenschaftliche Vererbungslehre demonstriert, darüber hinaus findet auch die moderne parapsychische Forschung ihren Niederschlag und der uralte Gedanke der Wiedergeburt läßt heimliche Ahnung von früherem Leben aufblitzen. Gestirne nehmen Einfluß auf das Menschenleben im großen Weltzusammenhang, keine Tat, kein Schicksal ist zufällig, alles gründet irgendwie in der ewigen Vorsehung, in der Inspiration durch jenseitiges Geistwesen. Dementsprechend erscheinen die Gestalten des Buches vielfach medial, hellseherisch begabt, visionär immer tiefer ins Geistige vorstrebend. Der Stoff ist gewaltig, nur schwer ordnet er sich in die Form einer geschlossenen Handlung, nicht überall ist die Gestaltung in gleichem Maße gelungen. Auch Unwesentliches läuft mit unter, Persönliches vielleicht, das für den Leser doch nicht jene allgemeingültige Bedeutung hat. Aber der Gedankenreichtum des Buches reizt selbst

bei Mängeln, im einzelnen, starkes Interesse abzurufen, die weltanschauliche Vertiefung kann manchem Suchenden in wirrer Zeit Wegweiser, Trost und Klärung werden. 1s.

* „Diusha und Walter Reik: „Die Sieben Siegel“, Lösung der „ewigen“ Rätsel. Zweites Buch. (Amalthea-Verlag, Wien.) Um die Bücherreihe „Die Sieben Siegel“, deren erster und zweiter Band vorliegt, wird zweifelsohne ein Kampf der Geister entbrennen. Mit unbeugsamer Logik und Strenge werden die Probleme, die alle Suchenden beschäftigen, zu Ende gedacht, ohne Seitenblicke auf die Meinung der Welt. Ganz neue Ausblicke in die Welt und vor allem Einblicke in das Innerste tun sich auf. Und was vielleicht die größte Wirkung dieses Buches ist — es weist den Weg, wie die Wurzel aller Kriege, der Haß, wahrhaft ausgerottet werden kann durch die bewusste Erkenntnis des Todes.

* „Toren“ von Friedrich Märker. Grundlagen der Charakterkunde. Mit 95 Abbildungen. (Verlag Eugen Klett, Erlangen-Zürich.) Alle Materie ist Symbol geistiger Kräfte, das war der Grundgedanke in Märkers früheren Büchern, auf dieser Erkenntnis beruht auch seine neue Arbeit. Es ist eines seiner Hauptverdienste, daß Märker (im Gegensatz zu der landläufigen Charakterkunde) scharf unterscheidet zwischen Grunddrängen und abgeleiteten, bzw. zusammengesetzten Eigenschaften und Begabungen. Von innen her macht er die Kopfformen verständlich. Es ist ein geistiger Genuß zu verfolgen, wie er, von drei Grunddrängen (Lebenserhaltungstrieb, Ahnung, Bewußtsein) ausgehend, den Charakter, Stufe um Stufe, aufbaut. Am bedeutendsten vielleicht ist sein Kapitel über die Stirne. Überraschende Zusammenhänge erschließt er hier.

* „Funkbücher.“ Im Verlag Dr. Trenker u. Co., A.-G., Leipzig D. 27, sind zwei neue Bastlerbücher erschienen, die eine Bereicherung der einschlägigen Literatur bedeuten: „Mechanische“ von Henry und „Niederfrequenzverstärkung“ von Henry. Die beiden Bücher geben in konzentrierter Form einen Überblick über den modernsten Stand der Technik auf den genannten Spezialgebieten. Sie sind in erster Linie für den Funk-Bastler bestimmt, jedoch wird auch der wissenschaftlich Interessierte gern darnach greifen, um sich die gegebenen wertvollen Aufschlüsse zunutze zu machen. Illustrationen erläutern die Ausführungen.

* „Die Einkommensteuererklärung 1931“ nach dem Einkommensteuergesetz, den Einkommensteuernovellen und neuesten Erlassen der Steuerordnungen vom 26. Juli und 1. Dezember 1930. Mit den amtlichen Musterformularen in Zweifarbenbrudruck ausgefüllt und für die Praxis ausführlich erläutert. Von Dr. Erik Kopp, Rechtsanwalt, Hauptschriftleiter der „Deutschen Steuer-Ztg.“, Berlin. (Industrieverlag Spacht u. Linde, Berlin W. 10.) Die amtlichen Formulare sind hier Frage für Frage ausgefüllt und Punkt für Punkt erläutert. Insbesondere ist Wert darauf gelegt, dem Steuerpflichtigen zu zeigen, wo ihm Rechtsbehelfe, Abzugsrechte und dergl. gegeben sind. Es sind deshalb die Fragen des Abzugs der Werbungskosten, der Dienstaußenwandsentschädigungen, der Betriebsausgaben, der Versicherungsprämien, der steuerfreien Abschreibungen, Rücklagen, der Steuerschulden usw. besonders eingehend dargestellt. Auch die Frage des wichtigen Verlustvortrages bei buchführenden Gewerbetreibenden ist unter Berücksichtigung der Rechtsprechung des Reichsfinanzhofes eingehend behandelt.

* „Schlaflosigkeit“, ihre Entstehung und Heilung. Von Sanitätsrat Dr. Ludwig Hirsch. (Verlag Bruno Willens, Hannover.) Der Verfasser hat seine langjährigen Erfahrungen in diesem verständlichen Buche veröffentlicht, aus dem zu ersehen ist, wie ein gesunder, kräftiger Schlaf erreicht werden kann.

* „Rheuma und Gicht“, deren Ursachen und Heilung. Von Dr. med. S. S. S. (Verlag Bruno Willens, Hannover.) Wer unter Rheuma und Gicht leidet, wird dieses neue Buch mit großem Interesse lesen, ist doch daraus ersichtlich, wie beide Leiden entstehen und geheilt werden können. Auch Ischias und Hexenschuß werden eingehend behandelt.

* „Dauerheilung der Zuckerkrankheit.“ Von Frau Dr. E. K. K. (Verlag Bruno Willens, Hannover.) Als Leiterin eines bekannten Sanatoriums für Zuckerkranken hat Verfasserin sicher viel Gelegenheit gehabt, reiche Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln, die in diesem leichtverständlichen Buch ihre Verwertung zum Besten der Zuckerkranken gefunden haben. Die am Schluß angegebenen Rezepte für „Diabetikerspeisen und Getränke“ werden vielen Zuckerkranken willkommen sein.